

Fritz Lackinger, Hemma Rössler-Schülein (Hg.)  
Psychoanalyse und Universität

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wieder aufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapieerfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE  
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Fritz Lackinger, Hemma Rössler-Schüleln (Hg.)

# **Psychoanalyse und Universität**

**Zur Verbindung von akademischer Lehre und  
analytischer Praxis**

Mit Beiträgen von Gertraud Diem-Wille, Stephan Doering,  
Patrizia Giampieri-Deutsch, Fritz Lackinger, Marianne  
Leuzinger-Bohleber, August Ruhs, Michael Schröter,  
Mark Solms und Martin Teising

Mit Sigmund Freuds »Soll die Psychoanalyse  
an der Universität gelehrt werden?«

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2017 Psychosozial-Verlag

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Hilma af Klimt, ohne Titel (1908)

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

[www.me-ti.de](http://www.me-ti.de)

ISBN 978-3-8379-2727-6 (Print)

ISBN 978-3-8379-7340-2 (E-Book-PDF)

# Inhalt

<b>Vorwort der Herausgeber</b>	7
<b>Freuds Memorandum »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?«</b>	13
Bemerkungen zum Entstehungskontext und Abdruck des verschollenen Originals <i>Michael Schröter</i>	
<b>»Der Analytiker [...] kann die Universität ohne Schaden entbehren«</b>	31
Freud, die frühen Freudianer und die Universitäten <i>Michael Schröter</i>	
<b>Psychoanalyse und Naturwissenschaft</b>	49
<i>Mark Solms</i>	
<b>Psychoanalytische Bemerkungen zum Verhältnis von Psychoanalyse und Universität in Deutschland</b>	65
<i>Marianne Leuzinger-Bohleber</i>	
<b>Zwischen Gästestatus und Mitgliedschaft</b>	103
Die Psychoanalyse an Frankreichs Universitäten <i>August Ruhs</i>	

<b>Angloamerikanische Modelle universitärer Forschung und Lehre der Psychoanalyse im Vergleich mit kontinentaleuropäischen Modellen</b>	115
<i>Patrizia Giampieri-Deutsch</i>	
<b>Zur Vermittlung einer psychoanalytischen Haltung im pädagogischen Bereich</b>	131
Lernen aus Erfahrung im Universitätslehrgang »Psychoanalytic Observational Studies« (MA). Mit Erfahrungsberichten von Ch. Hesztera, M. Stammler-Safar und Ch. Zabini <i>Gertraud Diem-Wille</i>	
<b>Die Internationale Psychoanalytische Universität Berlin (IPU)</b>	161
<i>Martin Teising</i>	
<b>Sigmund Freud und die Akademisierung der Psychoanalyse in Österreich</b>	181
<i>Fritz Lackinger &amp; Stephan Doering</i>	
<b>Autorinnen und Autoren</b>	207

# Vorwort der Herausgeber

Aufgrund des großen Erfolgs der Tagung »Psychoanalyse und Universität – Utopie und Realität«, die am 22. und 23. Januar 2016 in Wien stattfand, haben wir uns entschlossen, die dort vorgestellten Beiträge in einem Sammelband zu veröffentlichen. Dazu motiviert hat uns das Erleben dieser Tagung, die durch das besondere Engagement ihrer Vortragenden und die lebendigen Diskussionen mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gekennzeichnet war. Dies hat uns – angenehm – überrascht, war doch das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Universität seit jeher kompliziert und komplex.

Zwar gibt es gegenwärtig eine Bewegung in einer Reihe von europäischen Ländern, die sich dafür einsetzt, der psychotherapeutischen Ausbildung ein universitäres Format zu geben. Auch in Österreich wurden bereits mehr als zwanzig 20 Kooperationsverträge zwischen Universitäten und psychotherapeutischen Ausbildungsvereinen abgeschlossen. In der Psychoanalyse allerdings herrschte bisher die Auffassung vor, dass die Ausbildung der klinischen Psychoanalytiker von der universitären Ausbildung getrennt gehalten werden sollte. Während die *Psychoanalyse als Beruf* den speziellen Rahmen der geschützten Vereinsausbildung zur Entwicklung und Ausbildung der rezeptiven Fähigkeiten bräuchte, könne die *Psychoanalyse als Wissenschaft* ohne Weiteres akademisch gelehrt werden, so die weitgehend geteilte Auffassung.

Diese Sicht hat sich historisch entwickelt. Claudio Eizirik, IPA-Präsident der Jahre 2005 bis 2009, hat darauf hingewiesen, dass Freud bis zum Ersten Weltkrieg die Beziehung der Psychoanalyse zur Universität als eine existenziell notwendige ansah (vgl. Eizirik, 2011). Nach dem Ersten Weltkrieg änderte Freud allerdings seine Meinung. In seinem berühmten Brief »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?« vertrat er selbstbewusst die

These, die Psychoanalytiker seien von der Universität nicht abhängig und bräuchten sie nicht unbedingt, wiewohl eine universitäre Lehre der Psychoanalyse für alle Seiten von Vorteil wäre. Dieser Brief Freuds von 1919, der auf diesem Gebiet Grundlegendes enthält und für viele der Autoren eine wichtige Referenz darstellt, wurde zunächst auf Ungarisch in einer Budapester Zeitschrift publiziert, später für die *Standard Edition* der Freud-Werke auf Englisch übersetzt und – als man den Text in den Nachtragsband der *Gesammelten Werke* Freuds aufnehmen wollte – von dieser englischsprachigen Vorlage auf Deutsch zurückübersetzt, weil das Original lange Zeit verloren gegangen war. Michael Schröter hat es wiedergefunden und einem Vergleich mit der komplizierten Rückübersetzung unterzogen (vgl. Schröter, 2011). Wir freuen uns, dass es gelungen ist, den ursprünglichen Freud-Text – im Sinne einer Hintergrund-Dokumentation – auch in diesen Band aufnehmen zu können.

Der Beitrag Michael Schröters für unseren Band gibt Ihnen über diese wichtige Phase detaillierte und präzise Auskünfte. Otto Rank, Sándor Ferenczi und Karl Abraham wurden nicht habilitiert. Auch heute streben die meisten Psychoanalytiker nach wie vor keine universitäre Laufbahn an. Eine Minderheit von ihnen versuchte und versucht aber sehr wohl, sich in der universitären Welt zu verwurzeln. Wenn sie als Universitätslehrer nicht die analytische Tätigkeit aufgeben und sich ganz auf die akademische Lehre und Forschung, konzentrieren, dann gelten für sie aber besonders hohe Ansprüche. Beispielsweise meinte Wolfgang Loch (als erster Inhaber des speziell für ihn eingerichteten Lehrstuhls für Psychoanalyse und Psychotherapie an der Universität Tübingen), es wäre notwendig, neben der Universitätstätigkeit immer auch vier hochfrequente Analysen in der privaten Praxis zu führen, damit der psychoanalytische Hochschullehrer nicht den inneren Zugang zum Unbewussten verliere (vgl. Loch, 1982; Henseler, 1984).

Doch wie sieht die Realität heute aus? Kann sie in irgendeiner Weise an die hochgesteckten Erwartungen der Gründerzeit herankommen? Oder ist die Realität ernüchternd und enttäuschend?

Die Psychoanalyse hat bis heute eine Reihe von Positionen an Universitäten erobert, aber zunehmend Mühe, diese dauerhaft zu verteidigen. Als »Universalwissenschaft« steht sie immer wieder im Zentrum wissenschaftstheoretischer Auseinandersetzungen, die in diesem Band nur gestreift werden können. Der pointierte Beitrag von Mark Solms plädiert für einen Platz der Psychoanalyse als grundlegende Wissenschaft der Seele im Rahmen der Naturwissenschaften (sciences).



Marianne Leuzinger-Bohleber gibt in ihrem Beitrag über die wechselvolle Geschichte des Verhältnisses von Psychoanalyse und Universität in Deutschland Auskunft. August Ruhs schildert die Geschichte der universitären Psychoanalyse in Frankreich. Der Beitrag von Patrizia Giampieri-Deutsch beleuchtet die entsprechenden Verhältnisse im angloamerikanischen Raum und dokumentiert dabei, wie die Schnittstellen zwischen Psychoanalyse und Universitäten von Ängsten, Ambivalenzen und Misstrauen auf beiden Seiten geprägt werden. Diese Schwierigkeiten zeichneten sich von Beginn an ab, die Präsenz der Psychoanalyse an der Universität ist eine Errungenschaft, um die von Beginn an gekämpft werden musste. Schon Freud erwähnt die Facharztausbildung für Psychiatrie und Psychotherapie, die später und bis heute sicherlich der größte Bereich ist, in dem Psychoanalytiker universitär tätig sind. 1919 waren es die linken ungarischen Medizinstudenten, die dafür demonstrierten, psychoanalytischen Unterricht zu erhalten.

Umkämpft ist auch der Kontext der Psychologie und des Pädagogikstudiums: Trotz breiter Psychoanalyse-Feindlichkeit ist es aber immer wieder einzelnen Kolleginnen gelungen ist, einen Platz im Rahmen von Forschung und Lehre zu finden. Aus der Pädagogik kommend zeichnet Gertraud Diem-Wille sehr praxisnah und anschaulich die Vermittlung eines psychoanalytischen Verstehens und einer Reflexion der beruflichen Praxis für Lehrerinnen und Lehrer nach.

Der schleichenden Verdrängung der Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen aus den Departments für Klinische Psychologie ging in den letzten Jahrzehnten eine wachsende Präsenz im Kontext der Grundausbildung in diversen geisteswissenschaftlichen Fächern parallel. Freud nannte 1919 in seinem eingangs angeführten Brief bereits »Themen wie Literaturgeschichte, Mythologie, Kulturgeschichte und Religionsphilosophie« und erklärte, »daß der allgemeine Einführungskurs in die Psychoanalyse nicht nur den Medizinstudenten, sondern auch den Studenten dieser anderen Fakultäten zugänglich sein sollte«. Dies sei ein »wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer künftigen Universitas literarum« (vgl. den Wiederabdruck des Briefes im vorliegenden Band).

Das Spektrum an akademischen Disziplinen, in denen psychoanalytische Beiträge in der Regel willkommen oder zumindest als legitim betrachtet werden, hat sich seit Freuds Zeiten noch erweitert. Zu Pädagogik und Sozialarbeit, die schon seit den 1930er Jahren stark psychoanalytisch beeinflusst sind, traten später noch Philosophie, Soziologie und Ethnologie, heute darüber hinaus Medien- und Filmwissenschaft sowie Organisationsentwicklung, Unternehmensberatung und Ökonomie hinzu. Doch bildet die Psychoanalyse in diesen Fächern auch im besten Falle immer nur einen kleinen subsidiären Bereich.

Für die institutionelle Etablierung der Psychoanalyse als selbstständige Wissenschaft bieten jene explizit psychoanalytischen Universitätsinstitute, an denen breitgefächerte theoretisch-wissenschaftliche Forschung betrieben wird und die Master- und Doktoratsstudiengänge für theoretische und angewandte Psychoanalyse (wenn auch fast überall ohne klinische Ausbildung) anbieten, wie an den Pariser Universitäten Sorbonne und Denis Diderot oder am University College London, wo es beispielsweise einen PhD in »theoretical psychoanalytic studies« gibt, eine besondere Entfaltungsmöglichkeit.

Die Internationale Psychoanalytische Universität (IPU) in Berlin erfüllt vielleicht am ehesten Freuds Vision einer eigenständigen psychoanalytischen Universität. Dort hat das Psychoanalysestudium aus bestimmten rechtlichen Gründen die Form eines Psychologiestudiums auf der einen und eines Studiums für psychoanalytische Kulturwissenschaft auf der anderen Seite angenommen. Der Beitrag von Marin Teising bietet einen detaillierten Einblick in die Geschichte, Struktur, vielfältige Forschung und die Studienangebote an der IPU.

Was die psychoanalytische Psychotherapie betrifft, gibt es in mehreren Ländern Masterlehrgänge für psychoanalytische Psychotherapie, zum Beispiel in London, Dublin, aber auch in Zürich. Es handelt sich durchgängig um Weiterbildungslehrgänge, die nur in beschränktem Ausmaß mit Forschungsoptionen verbunden sind.

Das Wiener Projekt wird, wenn es denn 2018 in die Praxisphase übergehen wird, das Spektrum psychoanalytischer Universitätspräsenz noch um eine weitere Facette bereichern. Es soll eine echte Kooperation zwischen den lokalen psychoanalytischen Gesellschaften, die der IPA angehören, und der Medizinischen Universität sein. Und das Ziel ist erstmals, tatsächlich die Ausbildung in hochfrequenter Psychoanalyse mit einem Universitätsabschluss zu kombinieren. Diese Möglichkeit bietet sich in Wien aufgrund der vorteilhaften Tatsache, dass es hier seit 1971 eine Universitätsklinik für Psychoanalyse und Psychotherapie gibt, und daher eine institutionelle und wissenschaftliche Andockstelle für diesen psychoanalytischen Universitätslehrgang gegeben ist. Wir hoffen mit diesem Lehrgang, die Psychoanalytiker der Zukunft akademisch-wissenschaftlich besser aufzustellen und die Kombination von universitärer Laufbahn und psychoanalytisch-klinischer Praxis zu erleichtern. Ebendies scheint uns für die Zukunft der Psychoanalyse von großer Bedeutung.

In ihrem gemeinsamen Beitrag stellen Fritz Lackinger und Stephan Doering dieses »Wiener Modell« in den Kontext der persönlichen und politischen Auseinandersetzung Freuds mit der Universität einerseits und dem sich wandelnden Verhältnis zwischen Psychoanalyse und den österreichischen Universitäten nach

dem Zweiten Weltkrieg andererseits. Dieser Beitrag wurde in dieser Form nicht als Vortrag auf der Tagung gehalten, fügt sich aber gut in das thematische Potpourri dieses Bandes.

Wir bedanken uns bei den Autorinnen und Autoren, die uns ihre Beiträge zu Verfügung gestellt haben und es damit ermöglichen, ein buntes und breites Spektrum der Verwirklichungen einer Utopie abzubilden, und bei unserem Verleger für die Geduld und freundschaftliche Unterstützung bei diesem Projekt.

*Fritz Lackinger  
Hemma Rössler-Schüle  
Wien, Herbst 2016*

## Literatur

- Eizirik, Claudio (2011). Psychoanalyse und Universität: eine notwendige Beziehung. <http://www.epf-fep.eu/ger/article/psychoanalyse-und-universitat-eine-notwendige-beziehung> (03.11.2016).
- Henseler, Heinz (1984). Psychoanalyse an der Universität. *Psychoanalyse in Europa. Bulletin der EPF*, 22, 37–42.
- Loch, Wolfgang (1982). Psychoanalyse an der Universität. *Psychoanalyse in Europa. Bulletin der EPF*, 19, 47–48.
- Schröter, Michael (2011). Ein Memorandum Freuds für Budapest (März 1919): »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?«. Bemerkungen zum Entstehungskontext und Abdruck des verschollenen Originals. In Ágnes Berger, Franziska Henningsen, Ludger M. Hermanns & János Can Togay (Hrsg.), *Der psychoanalytische Aufbruch Budapest-Berlin 1918–1920* (S. 85–114). Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel Verlag.



# Freuds Memorandum »Soll die Psychoanalyse an der Universität gelehrt werden?«

## Bemerkungen zum Entstehungskontext und Abdruck des verschollenen Originals<sup>1</sup>

*Michael Schröter*

### I.

Im Jahr 1969 brachte die Berliner Zeitschrift *Das Argument*, das zentrale theoretische Organ der »68er« Bewegung, ihr Jubiläumsheft 50 heraus: einen dicken roten Sonderband mit dem zeitgemäßen Titel »Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften«. Zu den Beiträgern gehörten bekannte Größen der damaligen Diskussion wie Frigga Haug, Wilfried Gottschalch oder Klaus Horn – aber neben ihnen auch Sigmund Freud mit einem Text von drei Druckseiten zu der Frage: »Soll die Psychoanalyse an den Universitäten gelehrt werden?« (Freud, 1919j). Als das Heft konzipiert wurde, glaubten viele Anhänger der Bewegung offenbar noch, Freud *und* Marx verbinden zu können; wenig später haben sich die Geister an diesem »und« geschieden.

Ich habe den kurzen Text seinerzeit als Student gelesen und erinnere mich, dass ich ihn – so wie die *Argument*-Redaktion – als ein Politikum empfand. Dass Freud selbst die im Titel gestellte Frage positiv beantwortete, schien ex cathedra einen Wunsch zu bestätigen, den ich mit einigen meiner Freunde teilte: Wir wollten im Studium mehr über Psychoanalyse erfahren – auch und gerade soweit wir keine Mediziner, sondern Geistes- und Sozialwissenschaftler waren. Irgendwie ging es wohl auch um die Frage, ob diese Information zu einer psychoanalytischen Ausbildung führen könne, aber darüber haben wir noch nicht so genau nachgedacht. Sicher war unser Interesse verknüpft mit einer Art persönlicher und sozialer Heilserwartung. Von ihr getragen, besuchte ich mit meinen Freunden regelmäßig die Lehrveranstaltungen, die Gerhard Maetze vom Berliner

---

<sup>1</sup> Leicht redigierter, gekürzter und aktualisierter Wiederabdruck von Schröter (2011).

Psychoanalytischen Institut 1969 bei den Soziologen der Freien Universität abzuhalten begann.

Schon damals war mir der seltsame Umstand aufgefallen, von dem eine editorische Vorbemerkung berichtete, dass der Text über die Psychoanalyse »an den Universitäten« nicht in Freuds Originalwortlaut erhalten war, sondern nur in einer ungarischen Übersetzung, die im März 1919 in der Zeitschrift *Gyógyászat* (Heilkunde) veröffentlicht wurde. Nach einer englischen Version, die nach der ungarischen hergestellt worden war, hatte Anna Freud den Text ins Deutsche rückübertragen. Dieselbe dreifach unauthentische Fassung wurde in den Nachtragsband der *Gesammelten Werke* Freuds aufgenommen, notabene ohne Hinweis auf die deutsche Erstveröffentlichung.

Tatsächlich handelte es sich bei der Publikation im *Argument*, wie aus einer redaktionellen Fußnote hervorging, um einen Vorabdruck aus diesem Nachtragsband, der schließlich 1987 erschien, aber seit Mitte der 1960er Jahre in Planung war (vgl. Grubrich-Simitis, 1993, S. 77f., 86f.). Der Band sollte alle bekannten Freud-Schriften versammeln, die nicht in der Ausgabe der *Gesammelten Werke* enthalten waren. Damals ging es noch primär darum, diejenigen Schriften im deutschen Original zugänglich zu machen, die in der maßgeblichen englischen Ausgabe von Freuds Werken längst vorlagen. Zu ihnen gehörte auch der Text »Soll die Psychoanalyse an den Universitäten gelehrt werden?«: Er war 1955 in Band 17 der *Standard Edition* erschienen, in einer Fassung, die James Strachey mithilfe von Michael Balint angefertigt hatte.

Die »Vorbemerkung«, die der Veröffentlichung im *Argument* voranging, war im Großen und Ganzen aus der *Standard Edition* übernommen worden und entsprach offenbar der vorgesehenen Einleitung im Nachtragsband. Für den Abdruck von 1987 wurde sie leicht revidiert. Zwei Differenzen seien genannt: Man war sich später wohl nicht mehr so sicher, dass die erhaltene ungarische Fassung von Ferenczi stammte, und ließ daher Stracheys betreffende Angabe weg. Und die im *Argument* vorgelegte Fassung hatte einen Schlusssatz, in dem die Bedeutung des Texts »für die Ansichten Freuds über die Rolle der Psychoanalyse an den Universitäten« betont wurde. Er fehlt in der englischen Publikation wie im deutschen Nachtragsband, wobei unentschieden bleibt, ob er von der Zeitschriften-Redaktion hinzugefügt oder für die ursprüngliche Version im Nachtragsband abgefasst worden war. Zur Überlieferungslage hat die editorische Vorbemerkung von 1987 nicht mehr zu sagen als das, was schon 1969 im *Argument* und 1955 in der *Standard Edition* gleich am Anfang zu lesen stand: »Das deutsche Original dieses Texts ist spurlos verschwunden.«

Die Veröffentlichung von 1969 hatte in meinem Gedächtnis einen Wider-

haken eingepflanzt. Ihm verdanke ich ein Aha-Erlebnis. Als ich im Frühjahr 2007 in Jerusalem den literarischen Nachlass von Max Eitingon durchsah,<sup>2</sup> stieß ich auf einen längeren handschriftlichen Freud-Brief vom 16. März 1919 an einen »Lieben Herrn Doktor«, der mit den Worten begann: »Die Frage, ob  $\Psi$ A [Psychoanalyse] an der Universität gelehrt werden soll, kann von zwei Seiten beleuchtet werden«. Das kam mir vage bekannt vor. Ich schaute in den *Gesammelten Werken* nach, und siehe da: Der Brief war das »spurlos verschwundene« Original jenes Beitrags, der rückübersetzt damals im *Argument* erschienen war. Nur die Ein- und Ausleitung (Datum, Anrede, Gruß) waren weggelassen worden. Offenbar hatte Freud den Text von vornherein wie ein offizioses Memorandum abgefasst, dem die Briefform ein gefälliges Mäntelchen umhängte.

Die Originalversion dieses Texts, die im Folgenden publiziert wird, wirft vier hauptsächliche Fragen auf, denen ich kurz nachgehen will: Wer war der Empfänger des Briefs? In welchen Kontext wurde der Brief hineingeschrieben? Was ist sein historischer Stellenwert? Wie verhält sich Freuds Original zu der Fassung aus vierter Hand, die vom Ungarischen über das Englische ins Deutsche zurückgekehrt war?

## II.

Zum Empfänger: Anne Birkenhauer (Jerusalem), die den Eitingon-Nachlass katalogisiert hat, ordnet unseren Brief dem Empfänger Hermann Struck zu – gewiss weil das Gros der Freud-Briefe, in deren Zusammenhang er sich findet, an jenen Berliner Künstler gerichtet ist, der 1914 auch Freud porträtierte. Aber Struck wurde von Freud meist mit »Hochgeehrter Herr«, manchmal mit Abwandlungen wie »Hochgeehrter Meister« oder »Sehr geehrter Herr« angeredet, und bei Freud kann man sich darauf verlassen, dass seine Anredeformeln wohlüberlegt sind und konsistent bleiben. Außerdem passte natürlich die Thematik des Briefs so gar nicht zu Struck. Der »Liebe Herr Doktor« musste jemand anderes sein. Aber wer?

Für die Beantwortung dieser Frage gab es drei Anhaltspunkte: die Anrede selbst sowie die Ausleitung »Mit herzlichem Gruß«, die Tatsache der Erstveröffentlichung in einer ungarischen Zeitschrift und das Datum. Demnach musste der Brief an einen ungarischen Adressaten gegangen sein, mit dem Freud auf vertrau-

---

2 Der Nachlass liegt in den Israel State Archives; das hier betrachtete Dokument findet sich im File 3032/1.

tem, aber nicht direkt freundschaftlichem Fuß stand; und es sollte sich in Briefen des zeitlichen Umfelds möglichst ein Hinweis auf Freuds Memorandum finden.

Sehr intim war Freud damals mit Sándor Ferenczi sowie mit Anton von Freund, seinem reichen Budapester Analysanden, der sich ihm als Mäzen angeboten hatte und der nach dem Ersten Weltkrieg unter anderem die Gründung eines psychoanalytischen Verlags ermöglichte. An Ferenczi möchte man zuallererst denken – und dies umso mehr, als er das Memorandum für die Publikation redigiert, vermutlich sogar übersetzt hat. Aber Ferenczi wurde von Freud mit »Lieber Freund« angesprochen. Anders bei Anton von Freund: In dem einen Freud-Brief an ihn, der bisher bekannt ist (Freud, 1960a, S. 339f.), lautet die Anredeform in der Tat, wie in unserem Fall, »Lieber Herr Doktor«. In den Gegenbriefen aber, die zahlreich erhalten sind (siehe Huppke & Schröter, 2011), ist von einem Manuskript über den Universitätsunterricht der Psychoanalyse nicht die Rede.

Somit blieb aus der kleinen Schar der Ungarn, mit denen Freud in der fraglichen Zeit Kontakt hatte, als Empfänger unseres Briefs vor allem *ein* Kandidat übrig: der Arzt Lajos Lévy, dessen Frau Kata, eine Schwester Anton von Freunds, ebenfalls bei Freud in Analyse war und damals eine jener herzlichen Beziehungen zu dem alternden Mann unterhielt, die dieser immer weniger mit Männern und immer mehr mit jüngeren Frauen einging (vgl. May, 2015, S. 287–290). Im Sommer 1918 hatte Freud in Budapest einige Wochen die luxuriöse Gastfreundschaft der Lévy's genossen. In späteren Jahren zog er Lajos Lévy mehrfach als Leibarzt heran (vgl. z. B. Freud & Eitingon, 2004, S. 443 mit Anm. 2). Dieser nun wird von ihm in Briefen ebenfalls mit »Lieber Herr Doktor« angeredet und am Ende »herzlich« begrüßt (Freud, 2012, S. 34, 49–51). Und – Lévy war Herausgeber der Zeitschrift *Gyógyászat*, in der Freuds Text über die Psychoanalyse an der Universität erstmals erschien (vgl. Harmat, 1988, S. 120).

Schon diese Indizien sind ziemlich schlüssig, aber es gibt noch ein stärkeres. Während nur wenige Briefe Freuds an Lajos Lévy erhalten zu sein scheinen, befindet sich in der Library of Congress in Washington ein beachtliches Konvolut von Freud-Briefen an dessen Frau (siehe jetzt Freud, 2012). Und hier lesen wir am 14. März 1919, zwei Tage vor dem 16., auf den das Memorandum an den »Lieben Herrn Doktor« datiert ist: »Liebste Kata/Ihr Brief von heute hat den Zauber in sich, mich zur sofortigen Beantwortung zu drängen, die aber nur die halbe Antwort sein kann. Zur anderen Hälfte muß ich mir den Sonntagvormittag Zeit nehmen, denn das Plaidoyer will überlegt sein [...].« Und am Ende heißt es: »Leben Sie recht wol, [...] u vertrösten Sie Ihren bösen Mann auf meinen Sonntagsbrief« (ebd., S. 28, 31). Aus diesen Bemerkungen lässt sich erraten, dass Lajos Lévy von Freud ein »Plaidoyer« erwünscht hatte, das inzwischen überfäl-



lig war. Freud fand dafür an den späten Abenden seiner Arbeitstage nicht die nötige Konzentration, versprach es aber am bevorstehenden Sonntag zu liefern. Und dieser Sonntag war eben der 16. März. Man kann also mit Sicherheit davon ausgehen, dass der Brief mit Freuds Memorandum zum Universitätsunterricht der Psychoanalyse an Lajos Lévy gerichtet war.

Wie aber gelangte das Manuskript zu Max Eitingon? Diese Frage ist bisher ungeklärt. Die wenigen Briefe von Lévy an Eitingon, die in dessen Nachlass erhalten sind, setzen erst 1925 ein und behandeln andere Themen. Es gibt aber eine Situation, in der Eitingon jeden Grund hatte, Freuds »Plaidoyer« sehen zu wollen: Ende 1919 eröffnete sich die Aussicht, dass die Psychoanalyse an der Berliner Universität Fuß fassen könnte. Karl Abraham wurde vom Kultusministerium aufgefordert, »eine wissenschaftlich begründete Denkschrift über die Einführung der Psychoanalyse als Lehrfach an der Universität einzureichen, die dann der Fakultät vorgelegt werden sollte« (Kaderas, 1998, S. 210). Die Denkschrift, die erhalten ist, datiert vom 29. April 1920 (Begleitschreiben) und ist unterzeichnet »Für die Berliner Psychoanalytische Vereinigung« von Abraham als Vorsitzendem und Hans Liebermann als Sekretär (ebd., S. 214–225). Wieweit Eitingon an der Abfassung beteiligt war, lässt sich nicht sicher sagen; immerhin spricht er 13 Jahre später von »der seinerzeitigen [...] Eingabe von Abraham, mir und Simmel an die Berliner Medizinische Fakultät« und besaß auch eine Abschrift (Freud & Eitingon, 2004, S. 871 mit Anm. 3). Die Themenstellung dieser »Eingabe« und die des Freud-Textes vom März 1919 sind nahezu identisch. Man kann sich gut vorstellen, dass Eitingon erwo, Freuds Ideen für die damaligen Berliner Zwecke zu nutzen, und sich deshalb das Memorandum von Lévy geben ließ.<sup>3</sup>

### III.

Die Frage nach dem Entstehungskontext von Freuds »Plaidoyer« führt mitten in die sozialen Umwälzungen nach dem Zusammenbruch der k. u. k. Monarchie (vgl. Ungváry, 2010; Kruppa, 2011).

---

**3** Eine spätere, weniger wahrscheinliche Gelegenheit, bei der Eitingon Freuds Text von 1919 hätte brauchen können, war seine eigene Denkschrift vom Oktober 1933, mit der er einen Lehrstuhl für Psychoanalyse in Jerusalem zu erwirken versuchte. Er kopierte damals einfach den alten Berliner Entwurf, mit wenigen aktualisierenden Änderungen (vgl. Freud & Eitingon, 2004, S. 870 mit Anm. 2). – Zu beiden Initiativen, in Berlin und in Jerusalem, siehe meinen zweiten Beitrag im vorliegenden Band.